



74:

VALERIA
PARRELLA

ERZÄHLUNGEN | HANSER

LIEBE
WIRD ÜBERSCHÄTZT



Das war ich jetzt. Ich war im Tag danach angekommen. Und schuld waren sicher nicht meine fünfzig Jahre, man musste ja nicht einmal die Titelblätter der Frauenzeitschriften studieren, um zu wissen, dass es hinreißende Fünfzigjährige in Hülle und Fülle gab. Es genügte, meine Direktorin zu sehen, wenn sie vom Skiurlaub kam. Sie war drei Jahre älter als ich und hatte den letzten nationalen Wettbewerb für leitende Stellen im Schuldienst gewonnen, ihr Mann hatte ihr einen gigantischen Smaragd geschenkt, und alle, von den Fünftklässlern bis zum Hausmeister, der kurz vor der Pensionierung stand, starrten auf ihren triumphalen Busen.

Schuld war dieses Leben, das mich in den Tag danach gezwängt hatte und dessen Wahrheit – die Unbeweglichkeit, der Verzicht, das Eingezwängtsein – mir mit Trompetenschall verkündet wurde. »Das sind die Wechseljahre, Signora, wir machen jetzt eine Hormonersatztherapie, so riskieren wir keinen Kalziummangel – immerhin tanzen Sie.«

Seit mindestens einem Jahrzehnt bestellten wir immer die gleiche Pizza. Mama, um die Speisekarte nicht lesen zu müssen, die ihr, wie alles Geschriebene, nur hinter der beschlagenen Scheibe ihres persönlichen Winters erschien. Ich aus Langeweile. Aus einer plötzlichen Depression heraus, die mich jedes Mal umhüllte, wenn ich mit ihr ausging und das makabre Ritual dieses »gewohnten Spaziergangs« vollzog. Zwei grässliche Worte, wenn man fünfzig ist: *gewohnt*. Und *Spaziergang*. Doch bei jedem Spaziergang änderte sich etwas, zum Schlechten. Inzwischen besaß Mama weder den genauen Blick noch die Kraft mehr, sich ihre Pizza selbst zu schneiden.

»Zwei Margherita mit Büffelmozzarella. Können Sie eine bitte schon schneiden?«

»Giulia, bist du verrückt? Nur Kindern schneidet man die Pizza vor.«

»Wer es nötig hat, lässt sie sich schneiden, Kinder, Faule und Alte.«

»Dann kannst du die vorgeschchnittene essen.«

»Dann muss ich dir deine sowieso schneiden.«

Da hob Mama das noch agile Händchen und rief den Kellner zurück, den gutaussehenden, der mit den Jahren immer attraktiver wurde. Und unerträglich förmlich.

»Cesare, Sie schneiden die Pizza für mich, ja?«

»Selbstverständlich, für die Dame.«

Armes Mamachen, ich betrachtete sie von der Seite, der guten Seite,

die andere durfte ich wenigstens in der Pizzeria vergessen. Was für eine Qual, mit fünfundsiebzig alles wieder von vorn durchkauen zu müssen. Sie tat mir leid und rührte mich, aber verdammt, wie lange würde das noch so weitergehen? Die Vitalfunktionen waren gut, aber die Karosserie so übel zugerichtet, dass meine Mutter objektiv wirklich über nichts mehr selbständig verfügte. Außer über ihre Halsstarrigkeit.

»Die Polin will ich nicht.«

»Was haben die Polen dir getan? Papst Johannes Paul II. war Pole.«

»Ich komme sehr gut allein zurecht.«

»Wenn's doch nur so wäre, Mama. Aber du bist nicht allein, du hast mich.«

»Du lebst am anderen Ende der Stadt.«

»Wie heldenhaft von dir, wenn man bedenkt, dass ich direkt aus der Schule zu dir komme, den ganzen Nachmittag bei dir bleibe und erst nach acht gehe, wenn ich dich ins Bett gebracht habe.«

»Aber du wohnst am anderen Ende der Stadt.«

»Ich schlafe am anderen Ende.«

Und tatsächlich schlief ich allein.

Das war ich, als ich vom Tisch aufstand, um auf die Toilette zu gehen, beim Durchgang zum hinteren Raum der Pizzeria abbog und der Kellner plötzlich vor mir stand.

Er hatte so eine professionelle Art, mich anzusehen, als er zur Seite trat, um mich vorbeizulassen. Aber aus welcher professionellen Routine schöpfte er diesen Blick? War er müde, genervt, zerstreut? Und war ich durchsichtig? Oder hatte er Mitleid mit uns beiden, mit Mama und mir, meine ich, denn in meinen Augen waren wir mittlerweile untrennbar verschmolzen – ja, ich war im Grunde diejenige, deren eine Seite schwer herunterhing –, und verbarg er hinter diesem verhaltenen Blick ein Lächeln über so viel Leid?

Ich hätte das nie beantworten können und hätte mir die Frage sehr gerne nicht gestellt, aus mindestens zwei Gründen, über die ich auf dem restlichen Weg zur Toilette nachdenken konnte: Erstens war der Kellner groß, und immer wenn ich mit Mama ausging, trug ich Schuhe ohne Absätze.

»Nimm den Stock mit, Mama.«

»Nein, ich stütze mich ja sowieso auf dich.«

Zweitens kannte ich mich zu gut und wusste, dass es auf eine solche Frage nur eine Antwort geben konnte: *Das Fest ist vorüber – übrigens, suchst du dir endlich eine kleine Wohnung in der Nähe deiner Mutter?*

Die Straße der Unzufriedenheit, die sich in mir geöffnet hätte, führte auf eine kleine Parkbucht für glücklose Menschen, die viel zu weit vom Ziel entfernt dringend Pipi machen müssen.

Neben der Toilettentür hing ein riesiger Wandspiegel ohne Rahmen, rechteckig und lang, mit dem aufgedruckten Schriftzug PERONI, und so geschah es, dass ich im Vorbeigehen die Augen zu diesem Spiegel hob.

Und zwischen dem R und dem O sah ich den Kellner, der stehen geblieben war, sich umgedreht hatte und mich irgendwo unterhalb der Taille betrachtete.

Irgendwo unterhalb der Taille sitzt das Leben. Auch wenn du wegen der Wechseljahre eine Hormonersatztherapie machst, denn jetzt stieg von dort eine Glutwelle in mir auf, sodass ich länger als nötig auf der Toilette blieb, um mir die Hände einzuseifen und das Oval meines Gesichts abzusuchen, die Art, wie das Kinn in den Hals überging, die Falten zwischen Lippen und Nase, den weißen Wuchs an den Schläfen: Ich wollte wissen, was von mir und was von den anderen war.

Wie viel von meiner Mutter und von meiner Tochter darin steckte und wie viel vom Vater von Iodice Silvio, der mich anzeigen wollte, weil ich im Unterricht sagte, dass die Faschisten faschistisch waren.

Wie viel von den vergangenen Tagen und wie viel von den kommenden.

»Lass es«, sagte ich mir und machte Pipi auf der Parkbucht.

Danach freute ich mich, dass meine Mutter am Tisch selig, nein, schamlos mit dem Kellner schwatzte, als hätten der Schlaganfall und das Alter sie weit weg vom Unglück und dem Glück sehr nahe gebracht, und währenddessen stopfte sie die Brusttasche seines Hemdes mit einem Geldschein aus, worauf er ihr in seiner maßlosen Fürsorge den Arm bot und sie zur Tür brachte, wo er sie losließ und an mich lehnte. Wer mit Hinkenden geht, muss selbst hinken, darum schickte ich ein lautloses Gebet zum Himmel, das letzte Bild meines Hinterns, das der Kellner sich bewahrte, möge das des PERONI-Spiegels sein. Und auf Wiedersehen.

»Warum steckst du ihm Geld in die Tasche, Mama? Kannst du das Trinkgeld nicht auf dem Teller liegen lassen?«

»Und wenn die an der Kasse das für den Rest halten und einstecken?«

An dem Abend suchte und fand ich die Zigaretten, die meine Tochter vor zwei Monaten versteckt und vergessen hatte, als sie zum Studieren

ausgezogen war.

Ich hatte mit dem Rauchen aufgehört, als ich zu tanzen anfing, es war wegen der Kondition und vielleicht auch ein bisschen wegen der Hautalterung. Nicht, um meiner Tochter ein gutes Beispiel zu geben, auch nicht wegen des auf der Packung angekündigten Krebses. Ich möchte nicht oberflächlich erscheinen, obwohl ich es versucht habe, ist es mir nie recht gelungen, und tatsächlich quälte ich mich die ganze Nacht mit diesem beschämenden Gedanken: *Wie konnte es bloß so weit kommen, dass ich wegen der Blicke eines Kellners noch einmal Feuer fange?* Zugegeben: Bei meiner ersten Vertretungsstelle hatte ich eine Affäre mit dem Hausmeister gehabt, und als ich noch verheiratet war, habe ich mit dem Sportlehrer geflirtet, der auf der sozialen Stufenleiter schon unter einer Geschichtslehrerin rangiert. Im Grunde war mir die soziale Stufenleiter egal, das heißt, nicht der Gedanke, dass ich beim Blick eines Kellners noch einmal Feuer fing, bekümmerte mich, sondern mich beschämte die Einsicht, dass ich vergessen hatte, wie der Blick eines Mannes auf mich wirkte, dass dieser Blick Macht über mich haben konnte.

Nein, nein, alles ganz anders, um vier Uhr morgens kam ich drauf: Mich beschämte, dass ich an ihn dachte und er nicht an mich.

Punkt.

Die Beziehung zu Männern hatte sich gespalten, sie war nicht mehr gleichberechtigt. Und das wurde mir ausgerechnet an einem Kellner vorgeführt. Ich hätte auf die Jagd gehen können. Hätte Mama ein paar Stunden abgeben und allein dort essen gehen können. Eine Pizza nach Hause bestellen und bei der Lieferung zum Angriff übergehen. Mein Handy in der Pizzeria vergessen. Ich hätte es probieren können. Doch damit hätte ich mir eine Enttäuschung eingehandelt, und dagegen war ich nicht mehr gewappnet.

Ich gefiel ihm nicht. Er war ein schöner Mann. Sein proletarischer Stand machte ihn noch rauher, ungeschliffener ...

Nach einer mit derartigen Gedanken verbrachten Nacht wäre auch der Eroberungsversuch zwecklos gewesen: Sex duldet keine Gedanken und Worte. Nur Taten und Versäumnisse. Da blieb nur noch, die Muskeln irgendwie zu ermüden und ein paar Stunden zu schlafen, bevor es in die Schule zurückging.

Dann kam eines Tages die Vorladung der Carabinieri.

Iodice Mario, Vater von Iodice Silvio aus der 5b, hatte dem

Antifaschisten Villari, den Rassengesetzen, der Republik von Salò und den fünfzig Millionen Toten des Nazifaschismus nicht standgehalten. Von der ganzen großen Geschichte hatte er sich mich für eine Anzeige ausgesucht.

Ich hatte meine Freundin Silvana, die Zur-Hand-Anwältin, angerufen. Und so kamen wir mit ordnungsgemäßen Behördeneinträgen, Personalausweis und Verhandlungsterminen in der Hand aus der Kaserne der Carabinieri, ich wutschäumend, weil ich für 1720 Euro im Monat meine Unterrichtsstunde auch noch vor dem Richter wiederholen sollte. Wenn er sie überhaupt verstand.

»Komm, ich spendiere dir eine Pizza, das ist das mindeste«, sagte ich zu Silvana.

Ich war in heller Aufregung und glühte, als wir uns an ein Tischchen auf der Straße setzten, jetzt hatte sich auch noch der Frühling eingemischt, und während ich Papa Iodice nachahmte, zog ich mir die Jacke aus, löste meine Haare und saß in Jeans und T-Shirt da, auf dem Tisch die Zigarette, dazu die wütende, vergebliche Suche nach einem Feuerzeug im Dickicht der Handtasche.

»Hast du wieder angefangen zu rauchen?«, fragte der Kellner, während er mir in der hohlen Hand ein brennendes Streichholz hinhielt.

»Danke ... ja, seit meine Tochter ausgezogen ist.«

»Und wie geht es der Mama?«

»Wird langsam«, antwortete ich, er lächelte vage und ließ uns die Speisekarte da. Doch vor allem ließ er eine sehr beeindruckte Silvana zurück.

»Ich erinnere mich gar nicht mehr, dass es so nett war, dieses Lokal«, sagte sie. »Die Pizza ist bestimmt sehr gut.«

»Ich bin gar nicht mal sicher, ob sie so gut ist.«

»Aha, du bist nicht sicher?«, sagte sie mit einem langen Blick auf den knackigen Hintern des Kellners.

»Zum ersten Mal seit zwanzig Jahren spricht er mit mir, ungelogen. Heute.«

Hässlich bin ich nie gewesen, vielleicht ein knappes Jahr lang, kurz nachdem meine Mutter krank geworden war oder vielleicht weil meine Tochter mir eine leere Wohnung hinterlassen hatte; vielleicht waren es auch nur die Hormone, an die ich mich gewöhnen musste. Tatsache ist, dass ich sogar Silvana mit anderen Augen sah. Freundin seit jeher,